

Feature II

Auf dem Ausländerfriedhof – Der Schlamm der Geschichte –³

Evgeny Steiner, aus dem Russischen übersetzt von Peter Raff



Das Fließen der Zeit erinnert mich an einen schmutzigen Geröll- und Schlammstrom, der sich unerbittlich und unaufhaltsam von irgendwo oben herabwindet, wobei dieser Strom mit seiner trüben Brühe der Reihe nach alles überschwemmt. Am Anfang verschwinden die Senken mit allem, was darin war, aus dem Blickfeld, danach steigt das Niveau des Angeschwemmten höher und höher. Anfangs ragen die Steine am Grunde der Schlucht noch zur Hälfte hervor, danach sind sie zur Gänze verborgen und nur noch schemenhaft-dunkel im kaum durchsichtigen Wasser auszumachen. Dann wird die angeschwemmte Schicht immer dicker, nichts ist mehr zu unterscheiden und man kann auch nichts mehr herausfischen. Der Schlamm der Zeit verdichtet sich und widersetzt

3 Alle Fotos stammen – wenn nicht anders angegeben – von Peter Brune, die dieser am 14.12.2018 beim gemeinsamen Besuch des Friedhofs mit Evgeny Steiner aufgenommen hat.

sich dem Herumstochern und Ausgraben. Eine Zeit lang bleiben Anhöhen und Hügel noch sichtbar, dann – nach Hunderten von Jahren – gibt es nur noch Berge, umgeben von einem undurchsichtigen dichten Sumpf. Mit diesen Bergen vergleiche ich diejenigen Menschen, die in der Geschichte übrig geblieben sind. Die Nachfahren sehen nur diese Berge, oft sogar nur noch deren Spitzen, und beurteilen anhand von ihnen die Vergangenheit. Dieses Urteil erweist sich meistens als inadäquat, aber darin liegt sicher eine eigene historische Wahrheit.

Überhaupt ist Geschichte eher ein unversiegbarer Strom des Vergessens als eine Fixierung der Erinnerung. Dies ist sicher richtig. Das historische Bewusstsein wäre nicht historisch, wenn es angefüllt wäre mit Millionen von Tagen und Milliarden von Namen. Würde man jedes Steinchen am Boden der Schlucht betrachten, dann könnte man nicht den Kopf erheben und die Berge sehen. Dazu kommt, dass aus der Nähe die meisten einfachen Steinchen einander gleichen und völlig uninteressant sind. So ist es mit der Mehrzahl der Menschen. Dem Historiker bringt es definitiv nichts, sich mit ihnen zu befassen (wenn er sich für ihre Persönlichkeiten interessiert und nicht für ihre typischen Vertreter). Es ist traurig, aber was soll man tun? Zu allen Zeiten lebte die Mehrheit der Menschen, um einfach irgendwie zu leben und zu überleben, und dies ist im Allgemeinen eine Beschäftigung, die ziemlich einförmig und unattraktiv ist.

Nichtsdestoweniger, Geschichte hin oder her, jeder Einzelne, der gestorben und von den nachfolgenden Fluten der Zeit überschwemmt worden ist, hat doch irgendwann einmal gelebt. Wenn auch – vom Gesichtspunkt der Ewigkeit aus – sein kleines Leben zwecklos gewesen sein mag, so war doch dieser Mensch unwiederholbar, er trug einen Namen, er liebte und wurde – vielleicht – geliebt. Es ist trotzdem ungerecht, dass sie alle spurlos verschwunden sind. Gut, dass wenigstens etwas zurückgeblieben ist, und sei es nur der Name. Ein Name und eine Namensliste sind oft viel interessanter als eine Biografie als solche. Erinnern wir uns an die durchdringende Trauer der Klassenliste in Nabokovs *Lolita*, erinnern wir uns, dass sogar ein Tschitschikow⁴ mit der Seele über die Liste mit den „toten Seelen“ entflohen und sich biografischen Träumereien hingab. Ich fühle mich Tschitschikow seelenverwandt: In den Händen halte ich eine Liste Verstorbener, und ich kann nach Herzenslust über diejenigen träumen, die in einer Zeile Platz gefunden hatten. Versuche, die Ablagerungen der Zeit wegzuschaukeln, erweisen sich meistens als wenig erfolgreich, sogar wenn sich etwas vor einem auftut (doch oft tut sich gar nichts auf), was durch seine Alltagsprosa, durch den Schmutz und die Armseligkeit, durch die Bestimmtheit gekennzeichnet ist. Diese empirischen Gegebenheiten erweisen sich als sehr viel weniger interessant als die virtuelle Freiheit der Namen auf der Liste. Eine Namensliste, das ist eine Art Inhaltsverzeichnis eines Buches, eines *I Ging*, wer immer die Träger dieser Namen nicht nur waren, sondern auch hätten sein können.

4 Name des Protagonisten in Nikolai Gogols Erzählung *Die toten Seelen*. T. kauft Gutsbesitzern Bauern ab, die zwar schon verstorben sind, aber weiterhin als lebend geführt werden.



© Evgeny Steiner

Und so sitze ich im Ausländerfriedhof in Yokohama, auf der schief gewordenen Grabplatte eines mir aus irgendeinem Grund lieb gewordenen Shumsky-Takahashi.

Die Kirschbäume stehen in Blüte, die Luft ist warm und wohltuend.

Es ist an der Zeit zu sagen, warum ich selbst dieses Mal nach Japan gereist bin. Ich bin als Tschitschikow hierher gekommen – auf der Suche nach „toten Seelen“.

Es gibt in Yokohama einen alten Ausländerfriedhof von seltener Schönheit und Poesie. Dort ruhen jene, die zu ihrer Zeit das Schicksal nach Japan verschlagen hat, aber nicht mehr wegkommen ließ. Anderthalb Jahre zuvor, bei der letzten Reise, habe ich mich vollkommen in diesen Ort verliebt, wenn es statthaft ist, ein solches Verb in Bezug auf einen

Friedhof zu gebrauchen. Der *gaikokujin bochi* (Ausländerfriedhof) ist ein Landschafts- und Skulpturen-Park und gleichzeitig ein Steingarten. Und unter jedem Stein liegt ein Schicksal. Bekanntlich kann ein Schicksal nicht liegen. Es liegen dort die sterblichen Überreste, welche mir – im Grunde genommen – eher Angst einjagen, als dass sie mich interessierten. Nicht weil ich Vampire fürchtete, sondern weil ich mir selbst mit meiner lebhaften Fantasie nicht vorstellen will, was da liegt, und wie es aussieht. Mich interessiert das Zeichen, die letzte Wegmarke des Schicksals.

Seit vielen Jahren versuche ich zu verstehen, was für Menschen die Japaner sind. Und je mehr ich sehe, mich unterhalte, lese, desto weniger ist mir verständlich, wie dort Ausländer leben, nicht solche, die gekommen sind, um sich einen Lebensunterhalt zu verdienen oder um wissenschaftliches Material zu sammeln, sondern solche, die einfach dort leben. Ich will damit mitnichten sagen, dass es schrecklich ist, in Japan oder unter Japanern zu leben. Ich selbst vergehe jedes Mal, wenn ich in einem Gärtchen dem Murmeln eines kleinen Wasserfalls lausche oder die mit Tusche gezeichneten Fusuma im Shinju-an¹ betrachte. Den ganzen Rossini, Mozart komplett gäbe ich weg für das alte, namenlose, nieselnd-krächzende Wimmern einer *Shakuhachi* (Bambusflöte)².

1 1491 zu Ehren des Mönchs Ikkyū Sōjun erbauter Tempel im Tempelkomplex Daitoku-ji in Kyoto, in dem der Zen-Mönch lange Abt gewesen war.

2 Anspielung an Gerard de Nervals Gedicht „Fantaisie“: „Il est un air pour qui je donnerais tout Rossini, tout Mozart et tout Weber, un air très vieux, languissant et funèbre, qui pour moi seul a des charmes secrets.“ (nach einem Hinweis von ES).

Nun – Mozart würde ich nicht ganz weggeben, das ginge zu weit! Ich liebe mein Japan, das erträumte und das stellenweise sogar – in Momenten des Aufleuchtens – erblickte Japan. Doch ist dies so spezifisch, dass man es schwer hat, dort zu leben, wenn man nicht ein begeisterter Fan von Ikebana oder Zen-Buddhismus ist oder ein vom Predigen besessener Missionar der Christen. Mich interessiert vieles in Japan. Vor allem interessieren mich, wie es Belinskij³ ausdrückte, die verschiedenen Arten, die Dinge zu begreifen. Und, wie in Japan Ausländer existieren, Menschen, die für mich – im Prinzip – besser zu verstehen sind, das interessiert mich besonders. Russen sind derzeit mehr auf den Friedhöfen als auf den Straßen zu finden (lässt man die Staatsdiener und die Mädchen in den Bordellen unberücksichtigt). Die russische Kolonie in Japan war nie groß. Vor dem Krieg gab es – nach den großzügigsten Schätzungen – ca. 2.000 Russen, deren größter Teil nach dem Krieg auswanderte: nach Amerika, Australien, Hawaii, sogar in die Sowjetunion. Es blieben faktisch nur einige Familien zurück. Somit ist der Ausländerfriedhof fast das bedeutendste Denkmal der früheren Anwesenheit von Russen in Japan.



Steine halten auch nicht ewig, doch länger als Menschen. Sie tragen durch ihre halb- ausgelöschten Inschriften die letzte Erinnerung an jene, deren Kinder und Enkel selbst schon tot oder in alle Welt zerstreut sind, oder die ihre Sprache und ihre Verwandtschaft vergessen haben oder sonst irgendwie vom Erdboden verschwunden sind. In der Mehrzahl der Fälle gibt es

niemanden, der auf den Ausländerfriedhof kommen könnte, um „die Locken auf das Grab zu legen und zu weinen“⁴.

Ich bin sentimental, was diejenigen angeht, die in der Fremde gestorben sind. Sie sind gleichsam zweifach gestorben: Nur ganz selten verirrt sich jemand zu ihnen als Besucher und liest den Namen, der in unverständlichen Buchstaben eingraviert ist. Die Sentimentalität, verbunden mit einem aufrichtigen Interesse an ungewöhnlichen Schicksalen gewöhnlicher, oft ganz einfacher Menschen hat mich auf den Ausländerfriedhof in Yokohama geführt. Ich grabe in Archiven und in der Erde: Im buchstäblichen Sinne, indem ich manchmal nach Grabplatten grabe, die in den Boden versunken sind. Ich entziffere die unleserlich gewordenen und abgebröckelten Aufschriften und fotografiere,

³ Russischer Literaturkritiker, Publizist und Philosoph, 1811-1848 (Anm. de. Red.)

⁴ Aus Puschkins Theaterstück *Der steinerne Gast*, 3. Szene (Don Juan zu Doña Anna an dem Grab ihres Mannes) „... wenn Ihr hierherkommt zu dem stolzen Grab, zu neigen Eure Locken und zu weinen.“ (PR).



was noch übrig geblieben ist. So Gott will, kommt ein Buch heraus und irgendjemand irgendwo wird es lesen und einem bekannten Namen begegnen. Oder er sinnt ein wenig über das seltsame Schicksal eines entlaufenen Sträflings von der Insel Sachalin neben einer Petersburger Gymnasiastin, die für immer auf dem Abhang des Yamate-Hügels in Yokohama versunken sind ...

Die Japaner nannten die fern der Heimat Gestorbenen: „nicht wiederkehrende Gäste“. In der alten Literatursprache bezeichnete der Ausdruck „ein nicht wiederkehrender Gast werden“ (*kaerazaru kyaku ni naru*) feinführend den Tod in der Fremde.

Meine Arbeit in Japan (nicht zur Gänze, doch zu einem bedeutenden Teil) besteht darin, als zeitweiliger Gast zu den „nicht Wiederkehrenden“ zu kommen. Wenn ich es auf Englisch ausdrücken müsste, würde ich sagen, dass meine Beschäftigung (*undertaking*) die eines spirituellen Bestatters ist (*is to be a spiritual undertaker*). Das bedeutet, den Leben, die auf fremder Erde verbracht wurden und die in diese Erde übergegangen sind, ihre semiotische Vollendung und ihren Ausdruck zu geben.

Die Vielfalt der architektonischen Typen von Denkmälern, die babylonische Mischung von Sprachen, Kreuzen und Davidssternen, muslimischen Halbmonden und freimaurerischen Winkelleisen, die anspruchslose Armut neben pompösem Prunk, all das schuf ein Bild einer ungewöhnlichen Bibliothek, in der jeder Stein ein Buch des Schicksals war. Die Aufschriften auf den Steinen lesen sich wie fesselnde Titel von Romanen: Namen, Daten, Städte. Zwischen den Daten fanden oft alle Erschütterungen des vergan-





© Evgeny Steiner

genen Jahrhunderts und die Katastrophen des jetzigen statt. Zwischen dem Geburtsort und der letzten Ruhestätte erstreckte sich eine Geografie von Tausenden von Kilometern, oft gleichzeitig unvorstellbar und grausam.

Und so liegt vor mir die – hauptsächlich russische –

12. Parzelle. Nebeneinander ruhen ein Russe, ein Mexikaner, ein Chinese, ein amerikanisches Paar, der Held des deutschen Krieges (I. Weltkrieg, Anm. d. Red.), Oberst Bakulewskij, und schräg gegenüber ein Gruppengrab für deutsche Soldaten und Matrosen, die im nächsten Weltkrieg gefallen sind. Der sibirische Kaufmann Protasij Tschuchinow liegt unter einem prunkvollen Kreuz neben einer Petersburger Dame, der Frau eines französischen Diplomaten. Ein paar Gräber weiter ruht der armenische Historiker Bek-Awscharow, und etwas weiter liegt neben Alexandra Antonowna Moriyama eine Nina Iwanowna de Gerardi ... Auf einem Denkmal steht in lateinischen Buchstaben „Alexandr Sergeevich“ (er ist jung bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen) und auf einem anderen steht in kyrillischen Buchstaben „Frank Kalling“. Auf einigen Kreuzen sind die Täfelchen mit den Namen schon verschwunden, und an manchen Stellen stehen die Kreuze selbst mit abgebrochenen Enden.



Hier sieht man das abgebrochene, halb vermoderte Kreuz von I. N. Zemljakow. Bevor ich es fotografierte, habe ich es aufgerichtet und den oberen Teil mit Mühe und Not befestigt. Es sieht so aus, dass Iwan Nikanorowitsch Zemljakow, der mit 38 Jahren – noch vor dem Krieg – an der

Schwindsucht gestorben ist, keine Landsleute verblieben sind.⁵ Frau und Tochter sind nach dem Krieg nach Amerika ausgewandert ... Neben seinem mit Gras überwachsenen Grab – noch ein paar Jahre, und sein Kreuz fällt völlig zusammen – wurde kürzlich eine prunkvolle japanische Grabanlage für eine gewisse Familie



Ikeda erbaut. Was allerdings eine waschechte, nicht einmal christliche, japanische Familie auf dem Ausländerfriedhof unter Kreuzen, Davidssternen und Halbmonden verloren hat, bleibt unerklärlich. Ein alter, aufgebrachter Russe erzählte mir, dass auf einem gewöhnlichen japanischen Friedhof Land zu kaufen um ein Vielfaches teurer wäre. Wenn sich dieser Trend fortsetze, dann werden irgendwann über den Gräbern von Zemljakow, dem Russen ohne Landsleute, und denen der anderen, schon namenlosen Russen (und auch denen der Juden, Tataren, Amerikanern usw.) neue Grabsteine aufschließen, die Aufschriften in japanischen Schriftzeichen tragen. Hier liegt das schlichte Täfelchen meines geliebten Schumsky-Takahashi einfach daneben (vor zwei Jahren war es noch schlecht und recht auf dem Grab). Warum „geliebter“? Ich weiß es selbst nicht. Liegt es an der komischen (in Wirklichkeit tragischen) Zusammensetzung dieses Doppelnamens, oder daran, dass, wie mir Alteingesessene erzählt haben, die Frau den Leichnam dieses Schumsky an die Universität verkauft hat und nach Amerika ausgewandert ist? Im Übrigen, nein: Wenn die Gebeine zum Nutzen der Wissenschaft weggingen, wer liegt dann jetzt unter meinen Füßen? Vermutlich ein anderer Schumsky?⁶

Ich glaube trotzdem, dass in der nächsten Zeit eine vollständige Verwüstung nicht eintreten dürfte. Die japanischen Behörden haben den Ausländerfriedhof als Denkmal der Geschichte und Kultur anerkannt und halten auf ihm – nach Möglichkeit – die Ordnung aufrecht. Vor allem erhält dort außer Angehörigen und Ausländern bis auf wenige Ausnahmen niemand Zutritt. Den übrigen wissbegierigen Japanern bleibt nur, auf dem

5 Wortspiel mit dem Familiennamen Zemljakow, der wortgleich mit „Landsleute“ im Genitiv Plural ist (PR).

6 In der Tat. Der verkaufte Leichnam war – allem Anschein nach – ein gewisser Pavel Schumsky, der nach den Angaben japanischer Archive im Jahre 1937 ein Alter von 38 Jahren erreicht hatte. Er war Mitglied der russischen faschistischen Partei. Die Ehefrau, die seine Gebeine verkauft hat, verfügte – nach Ansicht der Alteingesessenen – über eine kräftige Stimme und sang Romanzen in Konzerten. Es ist interessant, dass diese Geschichte – Liebe zur klassischen Musik, Faschismus (völlig operettenhaft, aber trotzdem) und die Nutzbarmachung von Knochen – in jedem seiner Aspekte vorwegnahm, was in Europa einige Jahre später, Anfang der 1940er Jahre, passierte (ES).

oberen Aussichtsplätzchen mit den Kameras zu klicken. Außerdem fegen Freiwillige der „Gesellschaft der Freunde des Ausländerfriedhofs“ die Wege und füttern die wilden Friedhofskatzen. Die Aufsicht übt, so gut er kann, der einzige bezahlte Messdiener aus, d.h. der Friedhofswärter. Er ist natürlich Japaner, doch nicht ohne Beziehungen zum Russischen: Sein verstorbener Vater war orthodoxer Geistlicher in Yokohama und er begleitete viele Russen seiner Kirchengemeinde auf ihrem letzten Weg. Davor, heißt es, war er ein *Kamikaze*, der versagt hatte. Offensichtlich war er der Ansicht, dass der russische Gott ihm geholfen habe, den Krieg zu überleben, da er für ihn nach der Besetzung der Mandschurei durch sowjetische Truppen zu Ende war, und es ihm – ohne Räder und Fallschirm – nicht mehr gelang abzufliegen. Jetzt ruht Vater Michail Higuchi selbst in der Nachbarschaft seiner Herde unter der Aufsicht seines Sohnes.



Einen eigenen Sektor (den 17.) bilden die jüdischen Gräber, obwohl man sie auch an anderen Stellen antrifft. Einige von ihnen sind sehr alt: Juden waren unter den ersten Bewohnern Yokohamas. Andere tauchten erst vor zwei, drei Jahren auf. Auf einigen Steinen sind die Aufschriften in vier Sprachen: Althebräisch, Russisch, Englisch und Japa-

nisch. Und unter den Steinen sind Augenzeugen der Revolutionen, Kriege und der übrigen Erschütterungen des 20. Jahrhunderts. Es liegen dort auch jene, die bis zum Tode in Japan hängen geblieben sind, nachdem sie mit einem „Schicksals-Visum“ (*inochi no biza*) dorthin gelangt waren. So heißt eines der Büchlein⁷ über den japanischen Konsul Sugiharu Chiune in Kaunas (Litauen), der 6.000 Juden die Möglichkeit gegeben hat, aus dem von den Faschisten besetzten Ost-Europa zu entkommen. Es liegen dort auch reiche Händler aus dem Fernen Osten (Meier Luri) und Musiker, die auf kurze Tournées gekommen sind (Maxim Schapiro, beerdigt auf der Parzelle von Luri). Der jüdische Winkel befin-



⁷ Auch als YOUTUBE-Film (in japan. Sprache) zugänglich: https://www.youtube.com/watch?v=6YoB-_oRw-U (PR).

det sich im ältesten Teil des Friedhofs. Daneben steht das älteste, bis in unsere Tage erhaltene Monument über dem Grab zweier russischer Seeleute, die 1859 in Yokohama ums Leben gekommen sind. Das Geschehen lag noch vor der offiziellen Öffnung des Landes, genauer gesagt, Japan öffnete sich gerade einmal einen kleinen Spalt, indem es ausländischen Schiffen erlaubte, von Zeit zu Zeit in Yokohama zu ankern, um den Proviant aufzufüllen. Der Hafen von Yokohama war seit dem 1. Juni 1859 geöffnet. Am 25. August lief dort das russische Schiff *Graf Murawjow* ein. Der Leutnant zu See Roman Mofet und der Matrose Iwan Sokolow gingen in die Stadt und wurden dort von vorbeikomenden Samurai „aus patriotischem Impuls“ niedergesäbelt.



faches Kreuz auf umgaben den Ort mit einer Kette. Heutzutage gibt es dort keinerlei Aufschrift, nicht einmal die Namen der ums Leben gekommenen Soldaten⁸. Identifizieren können diesen Ort nur der Friedhofshüter, der orthodoxe Japaner Higuchisan, Vater Nikolaj von der russischen Herberge in Tokyo sowie der Autor dieser Zeilen. Auf dem steinernen Plätzchen, das von der kleinen Baldachin-Kapelle übrig geblieben ist, sonnen sich gerne struppige und böse Katzen.

Sie halten sich für die Besitzer des Territoriums. Menschen gehen selten dorthin; die Katzen sehen das nicht gerne. Nur sie alleine, böse von den durch die Sonne erwärmten Kreuzen her zischend, und auch noch die mächtigen Krähen – echte Friedhofskrähen: schwarz, unheilverkündend, heiser-schnarrend – stören mein melancholi-

Es folgten Entschuldigungen seitens der Regierung, und unter dem Yamate-Hügel erschienen die beiden ersten russischen Gräber, genauer gesagt, ein einzelnes Doppelgrab. Darüber wurde ein Baldachin errichtet, der nur in einer alten japanischen Radierung erhalten geblieben ist. Der Aufbau als solcher ist bei einem der Erdbeben zerstört worden. Später stellten Kräfte des Russischen Konsulats ein ein-



© Evgeny Steiner

⁸ Unlängst wurde dort allerdings ein Denkmal errichtet (ES).

sches Umherschweifen. Ich bin für sie offenbar nicht zum Scherzen, ich störe sie durch mein Herumkriechen an Orten, die schon lange kein menschlicher Fuß mehr betreten hat. Paarweise kreisen sie über mir, fürchterlich schnarrend, von Ast zu Ast fliegend und von Einfriedung zu Einfriedung, während ich langsam von Ort zu Ort gehe, ohne dass sie mich im geringsten fürchteten. Was für ein wundervoller Ort! Nur eine Bibliothek könnte mit ihm konkurrieren!



Viele der alten Grabplatten sind schon längst von der Stelle bewegt worden und dienen als Zierplatten der steilen Wände; einige sind buchstäblich in die Erde eingewachsen: Ich grabe sie frei, um sie zu lesen. Einzelne sind schon praktisch unlesbar. Indem man sich hin und her dreht, damit das Licht von der Seite einfällt, und indem man mit den Fingern den un-

leserlichen oder undeutlichen Vertiefungen entlangfährt, sieht man plötzlich, wie die unterbrochene Zierschrift der Furchen auf dem Stein sich mit einem Mal zu einem Wort fügt, zu einem Namen, einem Datum. Wie ein Lichtschimmer huscht ein Schicksal vorbei. Ich erinnere mich, wie ich mich bei Beginn meiner Besuche an einer Stelle, an der alle möglichen ausländischen Bewohner waren, schon ziemlich ermüdet in Richtung Ausgang bewegte, als ich plötzlich eine liegende Grabplatte aus weißem Marmor erblickte, auf der die Buchstaben „... dolg ...“ (dt.: „...lang ...“) in kyrillischer Schrift auftauchten. Ich blieb stehen. Außer einigen weiteren Buchstaben war weiter nichts auszumachen. Marmor ist ein wunderbares Material, nur nicht für ein feuchtes, windiges Klima. Sie erinnern sich natürlich an die verwaschenen Konturen vieler antiker Statuen: Zeit, Wasser und Wind haben den Stein geglättet. Und hier war nichts zu unterscheiden. Die einst klar herausgemeißelten Buchstaben hatten sich in flache Furchen und halbverwischte Gräben verwandelt. Mit einem Stöckchen scharfte ich trockene Erde auf und streute sie über die Grabplatte. Dann staubte ich alles mit den Handflächen ab, und deutlich waren durch die in den Vertiefungen zurückgebliebene Erde auf dem Weiß die Buchstaben: „*posle dolgoj bolezni ... 32 let ...*“ („Nach langer Krankheit ... 32 Jahre ...“) und der Name herauszulesen.

Eine verwickelte Assoziationskette zieht mich so stark zur Seite und nach schräg gegenüber, dass ich die Generallinie (Text, Ort und Form der Handlung, kurz, das Leben) ungewollt vergesse. So eine ist der Buddhismus, die ziehende Wolke, auch wenn sie unbeholfen ist. Irgendwann hatte ich gehofft, dass der Zen einen gewissen Sinn und Frieden in mein Leben bringen würde, und dass die japanische Kunst mich irgendetwas derartiges lehren könnte ... Später dachte ich, dass all dies sehr weit entfernt lie-



ge und dass es besser wäre zu versuchen, die Kollision der Begegnung des japanischen mit dem westlichen, ich meine, mit dem christlichen Bewusstsein zu verstehen. Und ich begann, mich für das Bewusstsein der Missionare zu interessieren. Dann dachte ich: Wie konnten diese heiligen armen Burschen Jahre und Jahrzehnte in einem so unwohnten Land leben? Und ich beschäftigte mich im Endergebnis mit den Russen in Japan. Dies führte mich auf einem gewundenen Pfad auf den Ausländerfriedhof in Yokohama, auf dem ich nun schon seit zwei Monaten einen großen Teil meiner Zeit verbringe.

Es ist ein zauberhafter Ort, einer meiner liebsten in Japan. Es ist die Verbindung von japanischer Natur und europäischen Kreuzen, die Überfülle an Namen und Daten ringsherum, welche durch ihre Entlegenheit in Zeit und Ort des Gesche-

hens das Interesse, den Respekt und die elegische Stimmung hervorrufen. Und das Wichtigste: die völlige Abwesenheit lebendiger Menschen, die größten Teils so wenig zu diesem Teil der Welt passen, Gott möge mir verzeihen.

***Evgeny Steiner** studierte am Institut für Orientalische Studien der Akademie der Wissenschaften in Moskau. Seit den frühen 1990er Jahren lehrt und forscht er auf dem Gebiet der japanischen und russischen Kulturstudien an Universitäten in Jerusalem, Tokyo, New York und Manchester. Seit 2008 ist er am Japan Research Centre, SOAS (University of London) tätig und seit 2012 Professor an der National Research University ‚Higher School of Economics‘ in Moskau.*

Er ist Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher wie Japanese Prints in the Pushkin Museum of Fine Arts (als Hg.), Vols. 1-2 (2008); Orientalism/Occidentalism: Languages of Culture vs. Languages of Description (als Hg., 2012); Zen-Life: Ikkyū and Beyond (2014); Hokusai Manga: The Encyclopedia of Old Japanese Life in Pictures (2016, 4 vols). Derzeit lebt er in Moskau, London und Jerusalem. 2018 hat die OAG die deutsche Version seines Buches über Ikkyū Sōjun in der Übersetzung von Peter Raff im Iudicium-Verlag herausgegeben (Ikkyū Sōjun. Der Zen-Mönch „Verrückte Wolke“ und seine Zeit). Steiner erforscht und dokumentiert schon seit mehr als 20 Jahren die Geschichte des Ausländerfriedhofs in Yokohama und der dort begrabenen Personen.